

Zwangsarbeit bei Fieseler Kassel Zweiter Weltkrieg

Erfahrungen eines Zwangsarbeiters

<https://belevenissenvaneendwanganarbeider.wordpress.com>

Einführung

Dies ist die Geschichte eines Zwangsarbeiters, der bei Fieseler in Kassel eingesetzt wurde. Niederländische Zwangsarbeiter werden seit Jahren ignoriert und ungerecht behandelt. Deshalb sollte diese Geschichte ihren Platz in der Geschichte erhalten, in Erinnerung an den Schriftsteller und seine vielen Leidensgenossen. Die Geschichte wurde in den Tagen der Befreiung und in den Wochen danach geschrieben, bevor sie in die Niederlande zurückkehrten.



Kassel. Altmarkt mit Blick auf Freiheitser Durchbruch.

Kapitel 1

Endlich hatten sie mich dann auch vorgeknöpft. Jahrgang 23 und 24 wurde vollständig nach Deutschland gebracht, damit konnte ich meine Papiere und meinen Nachweis der Befreiung von der Arbeit in Deutschland sicher wegwerfen..

Am 30. Juni abends fuhren wir nach Rotterdam, um dort zu übernachten und am frühen Morgen in den Zug nach Deutschland einzusteigen. Wir waren sechs Holländer. Abends aßen wir Kekse, Pfannkuchen und andere Leckereien, die in unseren Koffern, Taschen oder Rucksäcken verpackt waren. Wir rauchten eine Zigarette nach der anderen und hörten auf, an zu Hause zu denken, wo Mutter unter Tränen zurückblieb. Für uns schien es, als würden wir im Ausland Urlaub machen. Die Reise begann am nächsten Morgen. Wir fuhren in einem Gepäckwagen bis nach Utrecht. In Utrecht lassen wir den D-Zug ohne uns abfahren. Wir mussten erst einmal in Ruhe essen. Nach Arnheim, Nijmegen, Venlo landeten wir schließlich in Kaldenkirchen, wo man drei Stunden auf uns gewartet hatte. Wir wurden mit Tomatensuppe, Brot, Butter und Wurst

empfangen und schimpften ohne Grund schrecklich über all das Zeug, obwohl alles von guter Qualität war.

Um sechs Uhr abends ging es endlich weiter. Wir sollten die Nacht in Kassel verbringen und dann am nächsten Tag nach Frankfurt weiterfahren. Die Reise war herrlich. Am nächsten Bahnhof wurde der Zug so voll, dass man sich kaum noch bewegen konnte. Ich saß auf meinem Koffer ganz in der Ecke. In Mülheim stiegen drei nette deutsche Mädchen ein, eines von ihnen ließ ich neben mir auf dem Koffer sitzen, während ein anderes einen Klappstuhl öffnete und sich direkt vor mich setzte. Unsere Knie waren dicht beieinander, was mich schon etwas erregte und besonders, als das Mädchen frech ihren Rock hoch warf, ihr Bein mit viel Mühe hob und mich freundlich bat, ihren Schuh auszuziehen, weil ihr Fuß so weh tat. Das Mädchen neben mir war eingeschlafen und lehnte ihren Kopf an meine Schulter. Das Mädchen mir gegenüber sackte langsam vor und schlief ebenfalls mit dem Kopf auf meinem Schoß ein. Sie waren, wie sie erzählten,

Schwestern, die ins Sudetenland fahren mussten. Alle ihre Habseligkeiten waren bei einem Bombardement in Mülheim verlorengegangen. Bald hörte ich auf, nach draußen in die zerstörten Städte zu schauen, versuchte aber, etwas Schlaf zu bekommen. Eine Stunde später waren wir alle wieder wach. Es wurde schon dunkel. Jetzt begann ich ein Gespräch mit den Mädchen. Sie flüsterten und fragten mich alles über Holland und bald wusste ich, dass sie gegen Hitler waren. Ob ich freiwillig war, fragten sie: "Nein, natürlich gezwungen". „Sind die Anderen auch nicht freiwillig? "Nein Fräulein, kein Holländer kommt freiwillig". „Gibt es viele Holländer, die mit Deutschen zusammen kämpfen?“ „Nein, Fräulein, das sind nur einzelne“. „Was sind Sie von Beruf?“ "Büroangestellter". Mit einem Lachen wurde die Frage beantwortet: „Gibt es in Holland keine anderen Arbeitsstellen?“ "Wieso? Von zehn Holländern arbeiten neun im Büro". Unser Gespräch kam auf die Ernährungsversorgung und die Verpflegung und wurde schließlich so intim, dass ich mich sehr ärgerte, als der Zug in Kassel anhielt und ich raus musste.

Wir stellten uns auf und wurden dann in ein Lager zum Übernachten gebracht. Die Baracken waren so schmutzig, dass wir einen Schweinestall im Vergleich zu diesen Hütten als ideales Nachtquartier empfunden hätten. Alles war voller Flöhe und Läuse und niemand wagte es, aus Angst vor diesem Ungeziefer, sich auf eine Strohmattze zu legen. Wir haben die Nacht sitzend verbracht. Am anderen Morgen wurde Brot und Marmelade gebracht. Zwei Scheiben pro Person. Da die meisten Jungen es nicht wollten, verschwand eine ganze Menge Brot in meinem Rucksack. Ein Kessel Kaffee mit Zucker wurde gebracht und wir alle fielen darüber her, da wir sehr durstig waren. Wir liefen morgens ein bisschen herum und hatten zusammen viel Spaß. Neben unserem Lager befand sich ein Lager für russische Internierte. Wie sahen all diese Leute aus? Kahl geschorene Köpfe, mager und mit hungrigen Gesichtern, verschmutzt. Wir warfen ihnen heimlich Brot und Zigaretten zu. Es gab dort auch Frauen und kleine Kinder, anscheinend ganze Familien. Was für ein Elend, das zu sehen. Wir waren bald müde. Wir fragten einen fetten Deutschen, der



Plakat der niederländischen Regierung, das schon vor dem Krieg die Menschen zu Sozialleistungen „gezwungen“ hat, in Deutschland zu arbeiten

anscheinend hier als Hausmeister fungierte, wann wir wieder transportiert würden. Er lächelte schmutzig und antwortete, dass wir in Kassel bleiben würden. Bon merci, da waren wir jetzt, tschüss Frankfurt. Schließlich kamen um 11 Uhr Vertreter des Arbeitsamtes. Wir wurden eingeteilt. Einige kamen zu Privatleuten und der Rest wurde in zwei Gruppen aufgeteilt: Firma Henschel und Firma Fieseler. Ich war so glücklich, dass unsere gesamte Gruppe der Firma Fieseler zugewiesen wurde, einer bekannten Flugzeugfabrik, in der der berühmte Fockewulf-Jäger TW 190 und der Fieseler-Storch Ti 156 gebaut wurde. Einer aus unserer Gruppe landete bei Henschel.

Kapitel 2

Lager Waldau

Nun ging alles ganz schnell. Ein Auto kam, um unsere Koffer abzuholen, wir selbst marschierten in Dreierreihen, bildeten eine lange Schlange und erhielten Abschiedsbeifall von den Zurückgebliebenen. Wir waren auf dem Weg zu unserer Fabrik oder besser gesagt, zu unserem Lager, in dem wir von nun an leben sollten. Wir waren wieder in bester Stimmung und gingen direkt durch Kassel auf unser

„Schicksal“ zu. Nach ungefähr einer Stunde Fußmarsch kamen wir in einem schmutzigen Lager an, wo wir in einer großen Kantine

verpflegt wurden. Keiner von uns konnte die Suppe essen, wir waren angewidert und gaben unser Essen an russische Männer oder Frauen, die hier bereits herumliefen und anscheinend hier im Lager lebten. In einer anderen Kantine wurden wir registriert, erhielten zwei Decken, einen Becher, Brot, Butter, Wurst und stinkenden Käse, den wir den Russen zuwarfen. Wir marschierten dann nach Waldau, wo das Lager war, in dem wir von nun an leben würden - nein mussten. Wir mussten unsere Koffer eine halbe Stunde lang schlep-



Baracke im Lager Waldau

pen und dann waren wir endlich da. Todmüde. Die Stimmung war am Boden. Unterwegs hatten wir mit mehreren Jungen gesprochen, die seit sechs Monaten in Waldau lebten. Diesen Jungen zufolge war es so miserabel, dass wir es nicht schlimmer hätten treffen können. Deprimiert saßen wir zwischen unserem Gepäck vor der Kantine. Ich hätte heulen können. Wir bekamen Brei in der Kantine und gaben die Hälfte wieder den niederländischen Lagerbewohnern, die uns das Essen mit gierigen Augen fast schon aus dem Mund geschaut hatten.

Uns wurde eine Baracke zugewiesen. Vierundzwanzig Männer in einem Raum. Wir füllten Strohsäcke mit Holzwole und warfen sie nebeneinander auf den Boden. Am nächsten Tag sollten wir Betten zusammenbauen. Es gab keine Schränke. Als wir unsere Matratzen gefüllt und uns im Waschraum frisch gemacht hatten, hatte der größte Teil der Niedergeschlagenen die Kontrolle wiedererlangt und am Abend waren alle wieder in bester Stimmung.

Kapitel 3

Die Fabrik

Am nächsten Morgen: Antreten! Wir wurden in zwei Gruppen aufgeteilt und die erste Gruppe ging ins Lager Wartheland (wo wir am Vortag unsere Decken usw. bekommen hatten), um untersucht zu werden. Nun, das war bald erledigt, es geschah alles nur zum Schein. Mittags war Einrücken, Montags um 7 Uhr morgens sollten wir wieder antreten, wurde uns gesagt. Bis dahin konnten wir gehen, wohin wir wollten. Wir gingen mit einer Gruppe nachmittags nach Kassel, am Abend noch einmal, besuchten mehrere Cafés, tranken viel Bier und bekamen verschiedenes Essen ohne Lebensmittelmarken. Am Sonntag machten wir es genauso. Wir aßen an diesem Tag für 5 Mark Eis. Ich bemerkte es bald. Es wird hier eine totlangweilige Zeit sein. Ich bemerkte bald, dass Ausländer in Kassel überhaupt nicht gern gesehen wurden und so hielten wir auch Abstand zu den „Krauts“. In Kassel gab es viele Holländer und Franzosen. Überall in der Straßenbahn, in Cafés, Kinos und auf der Straße konnten wir unsere Muttersprache sprechen. Am Montag gingen wir in die Fabrik. Wir wurden in eine große Halle gebracht, um sechs Wochen lang ausgebildet zu werden. Wir bekamen einen Platz an einer Werkbank und eine Feile und ein Stück Eisen zum Bearbeiten. Es dauerte jedoch nicht lange, dann kamen wir in ein anderes Gebäude, um getestet zu werden.

Hier lernten einige Jungen bald diese dreckigen „Rotmoffen“ [holländisches Schimpfwort für Deutsche] kennen. Uns wurden so dumme Fragen gestellt, dass einige die Fragen absichtlich falsch beantworteten oder offen ließen. Am Nachmittag wurden diese Jungen von der Werkbank

genommen und erzählten später, dass sie nackt in einem glühend heißen Raum heizen mussten, was eine schreckliche Arbeit war. Die folgenden Wochen waren eintönig. Das Fieseler-Werk bestand aus vier Werken.

Ich arbeite in Werk I in Kassel Bettenhausen. Das war ein ganzer Gebäudekomplex, einschließlich mehrerer großer Hallen. Wir arbeiteten in Halle 25: der Schule. Einige Jungen, die professionelle Arbeiter waren, wurden bereits nach einigen Tagen an ihren Arbeitsplatz in der Fabrik gebracht. Die meis-



Kassel Bettenhausen, Werk II

ten davon in Halle 29, die sozusagen das Herzstück von Werk I war und in der kleine Flugzeugteile hergestellt wurden. Das war die Haupthalle des gesamten Fieseler-Werkes. Dann gab es eine Halle 10, in der sich alle Arten von Drehmaschinen befanden und in der Werkzeugteile hergestellt wurden; Halle 11 war ein großer Lagerraum für Schrauben, Bolzen und andere kleinere Teile, die hauptsächlich in Halle 29 verarbeitet wurden; in Halle 15, befanden sich alle Büros, Halle 30 war ebenfalls ein Schulgebäude, jedoch für deutsche Jungen; Halle 27, hier wurden Holzteile u. a. gelagert und u. a. die Flügel für den "Storch" produziert. Und vergessen wir nicht das Gebäude 40: das „Erika-Gebäude“, in dem sich der Werksicherheitsdienst und die Feuerwehr befanden. Außerdem wurde in Halle 24 Material gelagert: Duraluminium, Aluminium, Stahl und Eisen usw., hier wurden es auch geschnitten und geprüft und mit Markierungen versehen. Das waren die Haupthallen und Gebäude. Vor Halle 29 befand sich ein großer Bunker, in dem 2000 Personen Platz fanden. Dieser Bunker war ein Klumpen aus Beton und Eisen und wurde bis über den Boden gebaut. Am Eingangstor der Arbeit stand ein Schild: National-Sozialistischer Musterbetrieb.



Fahne für vorbildliche nationalsozialistische Fabriken

Die Fabrik sah sehr schön aus mit ihren geräumigen Hallen, zwischen denen sich Fußwege und Straßen mit Rasenflächen und Blumenbeete befanden. Im Zentrum des Unternehmens stand das Kameradschaftshaus, in dem die Deutschen morgens und nachmittags essen konnten. Überall in den Hallen und draußen waren Lautsprecher aufgestellt, und in den Pausen konnten die Leute eine schöne Musik hören. Es sollte ein Modellunternehmen sein, das war aber nicht so.

Kapitel 4

Der erste Luftangriff



In der dritten Woche erhielten wir unseren ersten Alarm am Tag. Den Deutschen ging das auf die Nerven, die Ausländer blieben ruhig und genau wie in Holland dachten die meisten natürlich, dass nichts passiert. Wir wurden zu einem Luftschutzkeller unter Halle 15 gebracht. Das war jedoch ein gewöhnlicher Keller und mir gefiel es hier nicht, aber es ist nichts passiert. Wieder der Morgenalarm vom 28. Juli. Jetzt rutschte ich aus und ging zum großen Bunker.

Ich war ungefähr fünfzehn Minuten drinnen gewesen, als der Bunker von den Flugabwehrkanonen, die darauf standen, und kurz darauf von den Detonationen der Bomben, dröhnte. Das Licht ging aus, was fast Panik auslöste. Eine Stunde später konnten wir den Bunker verlassen.

An der Arbeitsstelle war nichts passiert. Nur einige Dächer waren beschädigt. Wir mussten wieder arbeiten und erst gegen Mittag, als wir zum Essen gingen, wurde uns klar, was passiert war. Der Angriff richtete sich hauptsächlich gegen die Flugzeugtriebwerksfabrik Junkers, die erheblich beschädigt wurde. Diese Fabrik befand sich zwischen Waldau und Fieseler I. Das Waldau-Lager war ebenfalls getroffen worden, laut Kameraden, die von dort kamen, gab es 17 Tote, weil ein Schutzgraben getroffen worden war. Das Wartheland-Lager, in dem wir zu Abend gegessen hatten, war bereits getroffen worden, und überall auf der Straße waren Bomben-Trichter. Nach dem Abendessen durften wir nach Waldau. Wir sahen, dass das Lager tatsächlich getroffen worden war. Ein vor dem Lager stehender Zug war umgeworfen. Es gab viel Chaos im Lager. Neben unser Lager war eine Bombe gefallen, die alles im Raum auf den Kopf gestellt hatte. Das Dach war teilweise nicht mehr da. Eine weitere Baracke war getroffen worden, ebenso ein Luftschutzkeller, in dem 17 Jungen getötet worden waren. Im Lager herrschte tiefe Niedergeschlagenheit. Meine Sachen waren alle noch in Ordnung und wir schliefen nachts immer noch in unserer Baracke. Am nächsten Tag waren wir wieder in der Schule. Freitag mussten wir das Chaos im Lager aufräumen. Es war ungefähr 9 Uhr morgens, als die Sirenen wieder begannen. Ich stand zuerst in einem der Schutzgräben, aber als ich sah, dass alles aus dem Lager lief, startete ich auch und ging mit einigen Kameraden zur Fulda, die ungefähr 10 Minuten außerhalb unseres Lagers floss. Wir saßen kaum im Gras, als wir ein Summen hörten, und kurz danach begannen die Flugabwehrgeschütze zu schießen. Ich kroch zwischen Büsche und Schilf. Splitter summten in der Luft. Direkt hinter uns befand sich eine Flugabwehrbatterie, was wir nicht wussten. Links und rechts



fielen Splitter und über allem war das Dröhnen der Flugzeuge. Dann begann ein Summen, das immer lauter wurde: das Geräusch von Bomben, die in Massen geworfen wurden. Das Summen wuchs, ließ dann nach und plötzlich dröhnte der Boden durch den Aufprall der Bomben. Niemand wagte zu schauen. Das Abfeuern der Flugabwehr nahm ab und etwas später wurde es wieder stärker, als sich eine neue Formation näherte. Wieder flogen die Bomben über unsere Köpfe und schlugen hinter uns ein. Wir hatten Angst.

Einer betete laut. Es war noch nicht vorbei; eine dritte Formation kam. Jetzt kräuselte sich der Boden unter uns wie bei einem Erdbeben. Gleich hinter uns, etwa 50 Meter entfernt, schlugen die Bomben in die Wiese ein. Es wurde jetzt still und wir wagten es, einen Blick darauf zu werfen. Nebel war aufgekommen. Wir sahen, dass unsere Fabrik genauso brannte wie Junckers. Langsam gingen wir zurück ins Lager. Dort waren wieder Bomben eingeschlagen, direkt neben unserer Baracke. Nur die beiden vorderen Räume, einschließlich unserer, waren nur teilweise versehrt. Meine Sachen waren alle in Ordnung, also hatte ich wieder Glück.

Wir mussten uns in der Küche melden. Essen musste mit 30 Männern nach Wartheland gebracht werden. Ein Wagen und ein paar Schubkarren und den Rest mussten je zwei Männer in Kesseln tragen. Es war ein harter Job, aber wir haben es geschafft. Wir hörten von den Leuten aus der Fabrik, dass Halle 15 niedergebrannt war und dass einige andere Hallen beschädigt waren. Am härtesten betroffen war die Spinnfaser, eine Kunstseidenfabrik, die direkt an Fieseler I angrenzte. Wir gingen zurück in unser Lager, wo für uns separat gekocht wurde. Inzwischen war für uns eine Suppe gekocht worden, auf der viel Fett schwamm. Dann hörten wir, dass es für uns

„Feierabend“ war. Bald darauf kamen auch die Leute aus der Fabrik nach Hause. Es war sehr viel los. Alle versuchten immer noch, etwas aus den Trümmern herauszuholen, was brauchbar war. Wo sollen wir jetzt schlafen? Nach dem Abendessen wurden wir mit unserem Gepäck, Holzwollsäcken usw. mit dem Auto zum nahe gelegenen Flughafen Fieseler Werk III gefahren und bekamen einen großen Hangar als Unterkunft. Dort schliefen mehr als 300 Männer. An diesem Abend wurde uns von deutschen Soldaten, die dort stationiert waren, eine Suppe serviert.

Wie deprimiert waren wir alle in dieser Nacht. Es war ein Zufall, dass die Jungen, deren Baracken bei dem Angriff getroffen worden waren, fast alles Neuzugänge waren. Nachdem unser Team Holland im Juli verlassen hatte, traf ein weiteres Team und einige Zeit später noch ein Team von Franzosen ein. So hatten alle sofort genug von Deutschland und es gab niemanden, der glücklich aussah. Es wurde viel geredet. Mehrere Neuankömmlinge waren geflohen und würden versuchen, in die Niederlande zu kommen oder anderswo auf dem Land Arbeit zu finden.

Kapitel 5

Das Leben in der Fabrik und im Lager

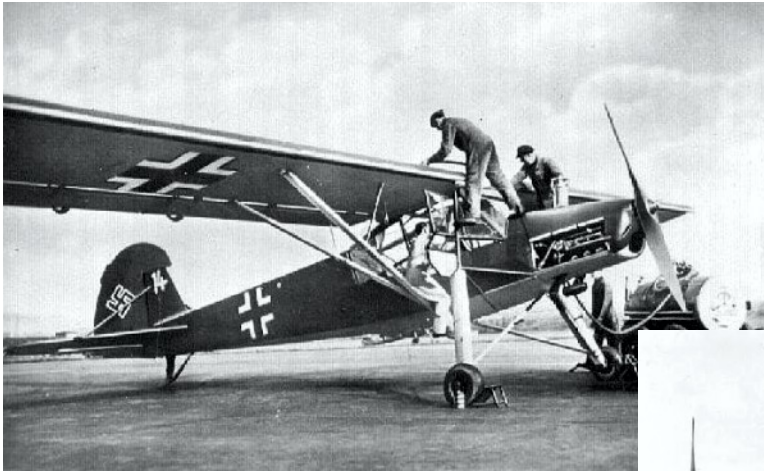
Jetzt, nach diesem Monat, hatten viele das Leben von einer ganz anderen Seite kennengelernt, als sie es bis vor einem Monat gewohnt waren. Vielen ging es auch in den Niederlanden nicht gut. Immerhin waren wir seit 3 Jahren besetzt und fanden, dass das auch nicht angenehm war. Aber dies, jeden Tag von früh morgens bis spät abends zu arbeiten, immer unter dieser verhassten Aufsicht, an Händen und Füßen gebunden, schlechtem Essen, schlechten Wohn- und Schlafmöglichkeiten. Immer wieder diese Russen und Polen zu sehen, von denen so viele so lange von zu Hause weg waren und deshalb Lumpen statt Kleidung hatten. Die hungrigen Augen dieser Leute, weil sie ein viel schlechteres Essen hatten als wir sogenannten

"Westarbeiter". Die Aussicht, dass wir hier vorerst ein Jahr sein mussten, die Bombenangriffe, alles Elend, das war für uns nicht einfach. Sie hatten Mühe, kein Heimweh zu bekommen. Wir hatten die ganze Zeit nichts von zu Hause gehört. Kein Radio, das uns aufmuntert, nur gelegentliche eine alte Zeitung, an die man geraten ist, um herauszufinden, was anderswo auf der Welt passiert ist. Einer nach dem anderen schlief auf seinem Holzwollsack ein und allmählich wurde es im großen Hangar still. Ich gehörte immer noch zu den Schülern. Viele der Neuankömmlinge waren bereits in den verschiedenen Hallen untergebracht. Einige Büroangestellte wurden im Büro untergebracht, andere in Lagern und wieder andere in den Kontrollabteilungen,



in denen die hergestellten Produkte überprüft wurden. Wir mussten uns heute Morgen in der Schule melden, wo wir in Gruppen eingeteilt wurden, um beim Entfernen von Trümmern zu helfen. Ich wurde mit einer Crew zur Arbeit geschickt. Natürlich marschieren, denn das war obligatorisch und die militaristischen Deutschen machten für uns keine Ausnahme. Aber wir machten uns einen Spass daraus, dann wurde „Halt“ befohlen, wir wurden jedesmal laut ermahnt und gingen dann weiter. (Und das ging all diese vier Wochen so).

Kapitel 6

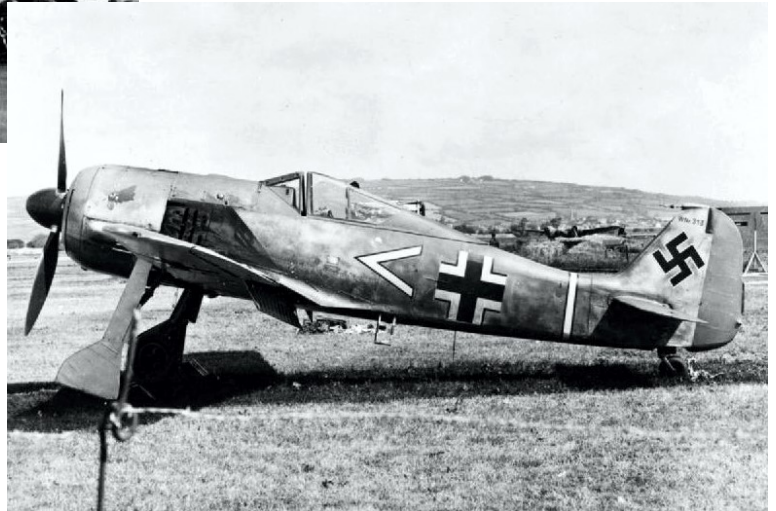


Links: Fieseler Storch

Unten: Focke Wulf 190a 1942

Werk 2

Auf Werk II waren mehrere schwere Bomben gefallen. Lassen Sie mich jedoch zunächst schildern, wie die Arbeit hier aussah. Es gab drei große Hallen. Halle 51, in der die Flügel und Rümpfe zusammengesetzt wurden, Halle 52, in der der Fieseler Storch fertiggestellt wurde, und Halle 53 mit



der sogenannten Endmontage, d. h. dass hier die Focke Wulf fertiggestellt wurde. Dort wurden die Flügel mit dem Rumpf verbunden. Der Schwanz wurde dort am Rumpf befestigt und die Motoren, die von einer Motorenfabrik fertig geliefert wurden, wurden dort am Rumpf an ihren Bestimmungsort gebracht. Genau wie im Werk 1 gab es zwischen Halle 51 und 52 ein Kameradschaftshaus, in dem die Deutschen in der Pause essen konnten. Im hinteren Teil der Arbeit befand sich ein großer Holzschuppen, in dem Rohstoffe und Materialien aus anderen Fabriken in der sogenannten ‚Station der Arbeit‘ gelagert wurden. Neben Halle 51 befand sich ein Holzschuppen, in dem Kisten hergestellt und alles für den Versand verpackt wurden. Das Kameradschaftshaus und die Halle 52 waren schwer getroffen und schwer beschädigt worden. Überall lagen verbrannte und verbogene Rümpfe des Fieseler Storch. Wir wurden in Gruppen eingeteilt. Mit ein paar weiteren Jungen musste ich die Wasserleitung in einem Bomben-Trichter im Kameradschaftshaus aufgraben. Es war eine mühsame Arbeit, aber wenn kein Deutscher in der Nähe war, lief es gut, denn dann haben wir langsam gearbeitet. Die Hitlerjugend war auch an verschiedenen Orten im Einsatz. Es war heiß und wir wurden sehr durstig.

Als die Hitlerjugend Kaffee brachten, gingen wir auch frech zur Ausgabe bekamen tatsächlich auch Kaffee. Gegen 11 Uhr verschwand die Hitlerjugend und dann war alles vorbei. Nacheinander haben wir uns schnell umgesehen und uns mit den anderen Teams unterhalten. Die meisten arbeiteten im Kameradschaftshaus. Keiner unserer deutschen Wächter war zu sehen. Gegen halb zwölf kam unser Anführer, der uns zu Werk 2 gebracht hatte, um uns zu sagen, dass er gehen würde und wir bis viertel nach eins arbeiten müssten. Dann könnten wir gehen. Er war jedoch noch nicht weg, als wir uns alle entschlossen, ebenfalls zu marschieren. Ein großer Kerl übernahm die Führung und ging neben der Truppe, genau wie der "Meister" zuvor. Kurze deutsche Befehle ertönten und wir marschierten zum Ausgang und waren jetzt natürlich ordentlich gespannt. Die "Werkwache", als sie uns kommen sah, öffnete das Tor und wir marschierten

nach draußen. Wir rannten weiter und waren sehr früh wieder im Hangar. Es gab ein Gelächter über den Trick. Am folgenden Sonntag erhielten wir am Morgen einen Voralarm und sahen, wie mit fieberhafter Eile die Flugzeuge und die Piloten selbst in kurzer Zeit in der Luft waren. Es war für eine Zeitlang ein beängstigender Moment, aber etwas später wurde Entwarnung gegeben. Mit ein paar weiteren Jungen aß ich in Waldau (wir mussten immer im Lager Waldau essen, was einen 20-minütigen Spaziergang bedeutete) und schwamm dann in der Fulda. Da das Abendessen noch nicht fertig war, setzte ich mich ans Klavier. Das kostete mich jedoch meine Badehose, denn als ich aufhörte zu spielen, bemerkte ich, dass die Badehose mit dem Handtuch hinter meinem Rücken vom Tisch weggenommen worden war. Ich fand nie heraus, wer es



Verwüstung nach dem Bombardement

gestohlen hat. Es war jedoch ärgerlich, weil ich jetzt nicht mehr schwimmen gehen konnte. Ich stellte bald fest, dass hier im Lager nichts sicher war, manche wollten nur ihre Landsleute bestehlen. Ich habe also auch gelernt, dass überall Spreu im Weizen ist. Normalerweise besuchte ich am Samstag einen meiner Kameraden, der in den Henschel-Werken gelandet war, als ich das nächste Mal kam, hatte er einen Brief für mich von zu Hause. Er hatte einer beurlaubten Person einen Brief mitgegeben, und so erfuhren die zu Hause,

dass ich in Kassel war, aber in einer anderen Fabrik als er.

Er hatte eine Postkarte vom Bahnhof erhalten, dass ein Paket für ihn vorhanden war, was aber für mich bestimmt war. Er hatte es jedoch nicht erhalten, weil es dort plötzlich fehlte. Ich werde ihn nächste Woche wieder besuchen und er würde es diese Woche abholen. Ich kaufte ein weiteres Brot zusammen mit den Polen für 20 Mark. Wie die meisten hatte ich viel Essen mitgebracht, aber in 4 Wochen nahm das bald ab und ich wollte die Zeit so lange wie möglich ausdehnen. In der Zwischenzeit arbeitete ich noch beim Werk II. Ich sollte zuerst am Samstag Trümmer beseitigen. In der folgenden Woche wurde ich mit einer anderen Gruppe am Bahnhof untergebracht, um Bomben-Trichter zu schließen und später Wagons zu entladen. Die Züge konnten nicht in die Werke fahren, da die Schienen an einigen Stellen zerstört worden waren. Wir mussten das leichte Material zu Fuß (die Wagen waren ungefähr 5 Minuten außerhalb der Hallen) in die Halle bringen. Das schwerere Material wurde auf Autos geladen. Es war eine ziemlich einfache Arbeit und es hat uns sehr gut gefallen. Manchmal konnten wir lange Zeit im Gras neben den Wagen schlafen, wenn das Auto noch andere Transporte erledigen musste. Es war eine Landstraße, auf der die Wagen standen, und an der Seite standen Apfel- und Birnbäume, die wurden von uns geplündert, wenn es niemand sah. Wir haben jetzt auch Deutsche kennengelernt, die zumindest etwas menschlich waren. Ich sprach mit einem Werkschutzmann, der mir sagte, dass die Ausländer seiner Meinung nach völlig falsch behandelt würden. Indem wir dir schlechtes Essen geben und dich schneiden, schaffen wir bei dir nichts als Hass auf uns, sagte er, und das beleidigte ihn. Einmal, als wir mit einem Wagen im Gras rauchten, kam er auf uns zu und die meisten löschten schnell ihre Zigaretten und standen auf. Sie dürfen während der Arbeit nicht rauchen, sagte er, das ist Vorschrift; Ihr wisst das, oder? Niemand sagte etwas und ich sah ihn misstrauisch an. Dann fing er an zu lachen und sagte, warum rauchst du nicht mehr? „Du verbietest es, sagte einer von uns gerade“. „Verbieten?“ „Ich sagte, während der Arbeit dürft Ihr nicht rauchen, aber Ihr arbeitet jetzt nicht, oder?“ Alle zündeten sich ihre Zigaretten wieder an. Später brachte er uns manchmal heimlich einige Äpfel oder Birnen, die er ge-

pflückt hatte, aber er bat uns immer wieder, nicht darüber zu sprechen, da er sonst eine schwere Strafe erhalten würde. Nach ungefähr einer Woche waren die Wagen leer und wir mussten die Schienen reparieren. Der verantwortliche Deutsche sagte immer wieder, wir müssten nicht hart arbeiten, es sei denn, ein Höherer wäre zu sehen. Das Wetter war seit Wochen sehr heiß und ich habe nur in Hosen gearbeitet, es war gesund und natürlich wurde ich sehr braun. Nachdem die Schienen fertig waren, konnten die Wagen, die jetzt kamen, zum Bahnhof geschoben werden, wo wir sie wieder entladen mussten. Hier wurden hauptsächlich Motoren, Panzerungen, Propellerblätter, Gummitanks, Räder und Reifen entladen. Das Material war schwer, aber viele Hände machten die Arbeit leicht und als wir danach weggebracht wurden, fanden wir es schade, weil uns diese Arbeit gefiel und wir nicht wussten, was danach auf uns zu kam. Wir sind wieder in den Trümmern gelandet. Ich bekam einen Drucklufthammer und musste damit den rissigen Betonboden zerstören, der in einem Bomben-Trichter herunterhing. Es war schreckliche Arbeit, aber zum Glück nur für einen Tag.

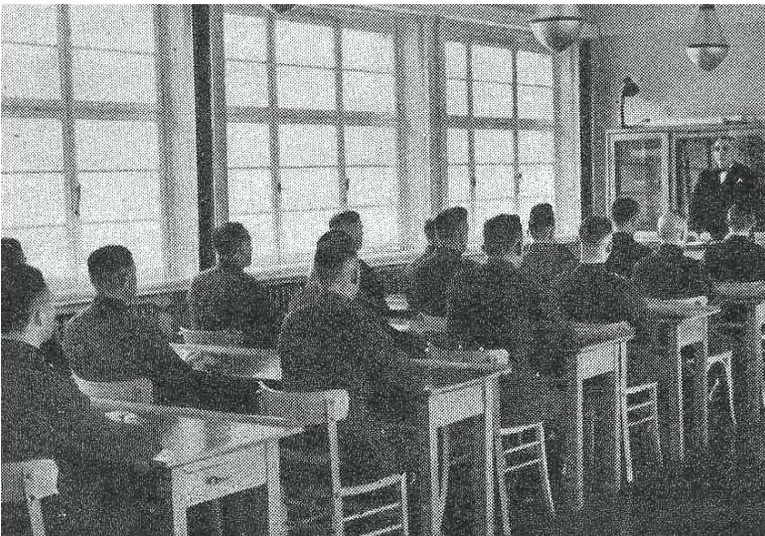
Kapitel 7

Werk I

Am nächsten Tag wurde uns gesagt, wir müssten uns wieder in der Schule in Werk I melden. In der Zwischenzeit waren 6 Wochen vergangen. Ich habe mein Paket an einem Sonntag von meinem Kameraden bei Henschel abgeholt, ich hätte es auch selbst am Bahnhof in Kassel abholen können, ich hatte auch einen Brief erhalten. Wir hatten vielleicht ein- oder zweimal nachts

einen Alarm, aber tagsüber überhaupt nicht. Ich gewöhnte mich jetzt langsam an das Leben hier. Ich hatte jetzt ziemlich viel zu Essen geschickt bekommen. Ich hatte gar keinen Hunger, obwohl die Suppen schlecht blieben. Normalerweise führen wir sonntags in die Stadt und einmal stiegen wir auf die Wilhelmshöhe. Das war ein etwa 600 Meter hoher Gipfel, von dem aus man einen schönen Blick auf Kassel hatte. Wir wurden von den Deutschen in der Stadt einfach ignoriert und es war schwierig, nicht mit ihnen zu streiten, aber die meiste Zeit kümmerten wir

uns nicht um sie. Viele Jungen aus unserer Gegend wurden hier in Kassel untergebracht. Es kam vor, dass wir zusammen zwölf Kammeraden aus Voorne und Putten waren, was natürlich sehr gesellig war. In der Stadt gab es ein gemütliches Café, in das nur Belgier und Holländer kamen. Es war dort manchmal sehr schön, besonders wenn ich mich ans Klavier setzte und der ganze Chor die Lieder sang, die ich spielte. Das war eine lustige Zeit, aber es sollte nicht so bleiben. Als wir uns wieder zur Arbeit meldeten, stellte sich heraus, dass der größte Teil der Schüler die Schule verlassen musste und wieder in die Fabrik gehen mussten. In den ersten vier Schulwochen hatte ich gelernt, zu feilen, zu sägen, zu bohren, zu nieten und später Dosen zu schlagen. Es war damals nicht einfach und wenn die Krauts meinten, dass wir absichtlich alles falsch machten oder dass wir nichts getan hätten, wurden wir bestraft. Das war immer mit einem großen Gebrüll begleitet, sie dachten sicherlich, wir wären taub oder wir stellten uns nur taub. Normalerweise bekam man zur Strafe eine Feile in der Hand, die so groß, grob und schwer war, dass es fast unmöglich war, sie zu handhaben. Und dann musste man ohne Pause



feilen, und dann war es auch noch falsch. Die Jungen, die das Pech hatten, waren am Ende nicht in der Lage, damit fertig zu werden, und wenn sie ihre Hände vollständig öffneten, bereitete das schreckliche Schmerzen. Die meisten von ihnen waren jedoch geschickt und verschwendeten nur Material, ohne dass sie etwas Anständiges daraus machten. Das einzig Schöne an der Schule war, dass hier viel kürzer gearbeitet wurde, nämlich bis viertel vor fünf, und dass man samstagsnachts und sonntags immer frei hatte. Man hat um 7 angefangen. Der Lohn in der Schule betrug 50 Pfennige pro Stunde und wurde alle 14 Tage ausgezahlt. Jetzt war der letzte Schultag für mich gekommen, weil ich in Halle 29 (die Bluthalle) gebracht wurde und mich bei der Terminhalle bei Herrn Lünemann melden musste. Nun stellte sich heraus, dass Herr Lünemann für die Materiallager verantwortlich war, die unter die Terminhalle (Abteilung 512) fielen. Er nahm mich kaum zur Kenntnis und vertraute mich dem Hilfsmeister an. Der Hilfsmeister war ein dicker, schwerer Kerl mit jüdischem Gesicht und jüdischem Namen „Hassenpflug“. Er gab vor, ganz nett zu sein und fragte mich zuerst, ob ich zählen, lesen und schreiben könne. Als ich ihm auf Deutsch antwortete, sah er etwas seltsam aus, war aber damit zufrieden. Er brachte mich zu Wilhelm, der mir sagen musste, was ich tun sollte. Jetzt war Wilhelm ein kleiner alter Mann mit einem schlaffen Bein. Ich lernte ihn bald gut kennen und kam mit ihm klar. Er roch nicht gut und schimpfte auf alle Deutschen und lehrte mich genau, was zu tun ist und was nicht. Das erste, was er mir an diesem Morgen erzählte, war, dass ich, obwohl ich nichts zu tun hatte, es immer so aussehen lassen musste, als hätte ich viel zu tun. Er fragte mich auch noch einmal, ob ich zählen könnte usw. Wenn ich nur zählen könnte, war es okay, denn mein Job war auch: Zählen. Das Lager bestand aus zwei Teilen. In der Abteilung, in der ich war, befand sich das Material für dem Fi 156 (Storch), das hier in Halle 29 verwendet wurde. Im anderen Teil des Lagers stammte das Material von der Fw 190 (Focke Wulf). Hier im Lager wurden die sogenannten Aufträge vorbereitet. Die meisten Kleinteile wurden in dieser Halle zusammengestellt. Eine Bestellung bestand jetzt normalerweise aus 100 Stück. Wenn eine neue Aufgabe begann, zum Beispiel 100 Steuerknüppel, wurde das dafür notwendige Material, z. B. 100 Röhren, so viele x 100 Schrauben und Muttern usw., in einer großen Schachtel zusammengefügt und später von dem Gruppenführer weggeholt, der die Steuerknüppel herstellte.

Kapitel 8

Die Arbeit in der Fabrik

Am Anfang zählte ich bei der Zusammenstellung nur die Schrauben und Muttern. Es war eine eintönige Arbeit und ich brauchte normalerweise nur ein paar Stunden dafür. Wenn ich dann nichts zu tun hatte, sagte Wilhelm, dann müsste ich aus den Kisten, in denen das Material aufbewahrt wurde, etwas rausnehmen und nur zur Schau so zu tun, als ob ich zählte, weil ich „arbeitete“, obwohl es nichts zu tun gab. Ich war bei diesem Job nicht allein. Es gab auch ein russisches Mädchen von der Krim in meinem Alter, das den gleichen Job machte und das Lager sauber halten musste. Mit Nina war ich bald gut befreundet, sie sprach recht gut Deutsch, sah immer ordentlich aus und war sehr herzlich. Zum Beispiel kam es bald vor, dass ich Nina sonntags, wenn ich arbeiten musste, half, auf ein Gestell zu klettern, wo sie leise meine Socken stopfen konnte. Sonntags mussten normalerweise nur wenige arbeiten, aber ich war meistens dabei. Es stellte sich schnell heraus, dass neben Wilhelm ein weiterer Deutscher im Lager arbeitete, der sich bei meiner Ankunft in der Nachtschicht befand. Das war Herr Roth. Obwohl er nicht gut war, wurde er ein guter Bekannter von mir, da er keinen Unterschied zwischen Deutschen und Ausländern machte. Als ich zwei Wochen im Lager war, musste ich anstelle in die Schule zu gehen, wie ich es zuvor getan hatte, in der Fabrik arbeiten. Das bedeutete nun, um sechs Uhr mit der Arbeit zu beginnen und sie um sechs Uhr wieder beenden. Die Arbeit war nicht schwer, aber eintönig und oft hatte ich nichts zu tun. Mehrmals trödelten Nina, Roth und ich. Roth war ein ge-



schmeidiger Typ, der gerne Spaß hatte. Ich treffe auch Louis, einen Holländer, der im anderen Teil des Lagers arbeitete. Bis vor wenigen Wochen musste er Ausrüstung mit einem Handwagen fahren, was eine Art Bestrafung war. Nach ca. 6 Wochen musste ich auch in der Nachtschicht arbeiten. Eine Woche Tag- schicht, eine weitere Woche Nachtschicht. Die Nachtschicht war nervig. Ich konnte es nicht ertragen und bekam Bauchschmerzen, wenn ich nachts aß, was normalerweise schlimmer war als tagsüber. Normalerweise ging ich mit Roth in die Nachtschicht. Roth war nachts meistens unterwegs. Er kam immer zu spät. Zusammen bauten wir ein Bett auf einer

Schaumgummiplatte zwischen den Kisten, in dem wir abwechselnd schliefen. Wenn Wilhelm in der Nachtschicht war, schliefen wir normalerweise im Keller zwischen den Gummireifen für die Flugzeuge. Wir haben sehr wenig gearbeitet. Eines Tages, als ich keine Lust auf Arbeit hatte, schlief ich einfach weiter im Lager und erzählte Wilhelm, dass ich krank gewesen war. Inzwischen gab es viel leckeres Hausgemachtes und zusätzlich zu unseren Lebensmittelmarken in der Fabrik erhielten wir Marken, ohne die man kein Essen erhielt. Die Zeit verging eintönig, weil ich normalerweise samstags und sonntags arbeiten musste, kam ich selten nach Kassel. Roth hatte normalerweise nachts Luftschutzwache, er brachte mir auch einen Helm und eine Laterne sowie eine Gasmasken. Er wollte, dass ich bei Luftalarm mit auf Wache ginge. Ich hatte jedoch keine Lust dazu, wir hatten in letzter Zeit viel Luftalarm. Roth hatte jedoch meinen Namen angegeben, um sich einen Helm und dergleichen zu besorgen und mit nach Hause zu nehmen.

In der Zwischenzeit erhielt ich regelmäßig Briefe aus Holland und Päckchen. Wir waren bereits vom Flughafen nach Waldau gezogen. Wir haben dann eine Woche in einer schmutzigen Baracke geschlafen, was natürlich Konsequenzen für uns hatte. Ich habe dort neben dem Herd geschlafen, der immer zum Kochen brannte, obwohl es verboten war, da es einen großen Herd zum Kochen gab. Aber dort brauchte man wegen der Menschenmenge drei Stunden, um eine Pfanne Brei zu kochen. Schließlich wurden unsere ausgebombten Baracken wieder aufgebaut und wir konnten dorthin ziehen. Wir hatten jetzt alle auch einen Schrank. In der neuen Unterkunft entdeckten wir an uns Läuse, die wir uns natürlich in den schmutzigen Baracken zugezogen hatten. Das war ein Elend. Wir fingen sie jede Nacht, aber nichts half, kein Läusepulver, Waschen, nichts. Der Holzvorrat für den Ofen, der Ende Juli durch die Bombenangriffe entstanden war, ging zur Neige und jetzt wollten wir alles abreißen und stehlen, nur um zu kochen. Als wir aus der Fabrik zurückkamen, haben wir zuerst unter den Matratze nachgesehen, ob sich unter denen Bretter befanden. Es kam dann oft vor, dass wir nachts aufrecht saßen, weil die Matratze durchhing. Endlich waren wir uns einig, dass wir 4 Bretter in jedem Bett lassen konnten, was gerade genug war. Der Rest wurde verbrannt. Mittwochs gingen wir oft zum Abendessen ins Gasthaus in Waldau, hier gab es Essen ohne Marken. Das war billig und gut, aber es gab immer nur Suppe. In Deutschland war es üblich, dass bei der Bestellung automatisch Bier serviert wurde. Wenn Sie Ihr Glas geleert hatten, wurde es wieder nachgefüllt, bis man sagte, man wollte nicht mehr. Das Essen im Lager wurde immer schlechter.

Kapitel 9

Luftalarm

Es war Sonntag, der 3. Oktober (1943). Plötzlich ertönte die Sirene, was nichts Besonderes war, weil es die ganze Zeit Alarm gab. Wir blieben alle ruhig in unserer Baracke. Es wurde geschossen und einige von uns gingen in einen Schutzgraben, der sich im Bau befand.



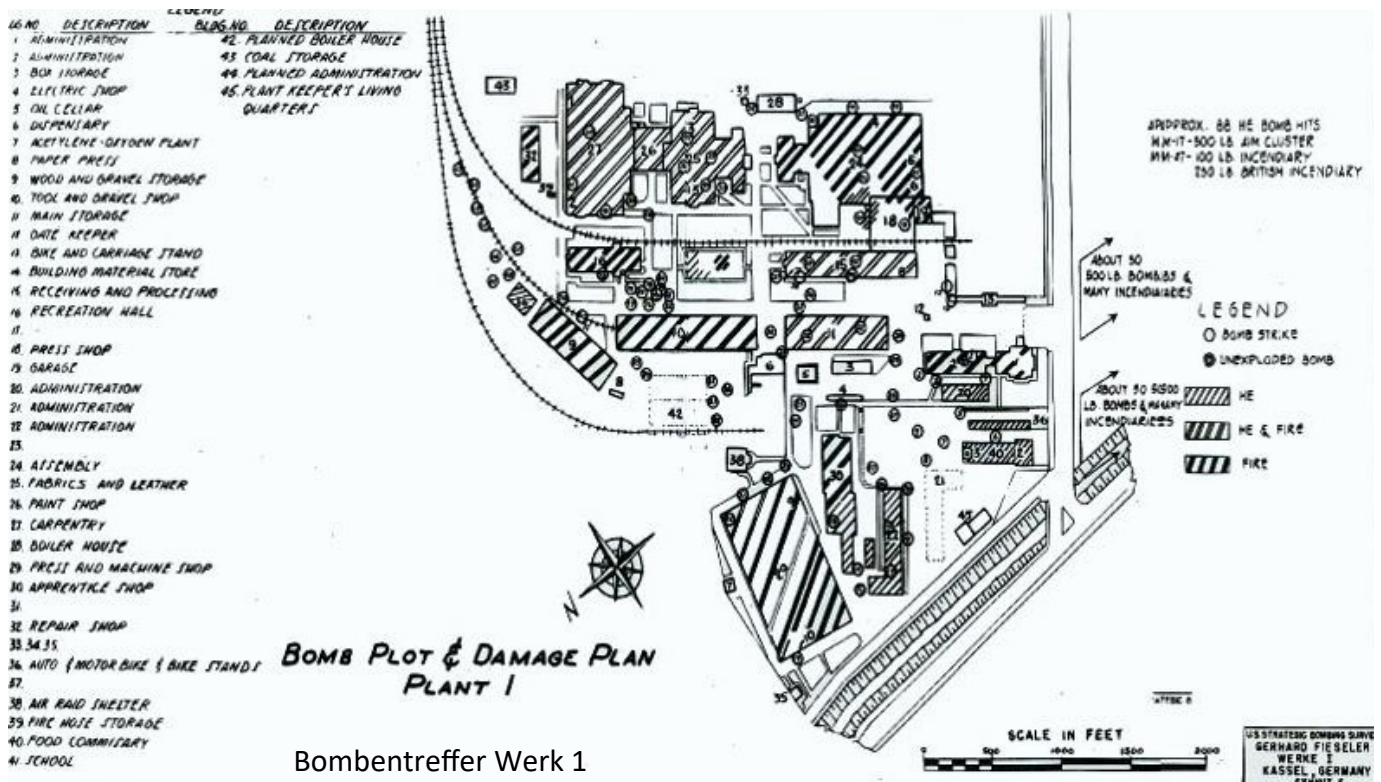
Ergebnis des Luftangriffs

Die

Schüsse wurden immer heftiger und alle rannten aus der Baracke, weil Bomben fielen. Draußen sah ich, wie über den Junkers Werken leichte Leuchtfallschirme abgeworfen wurden. Das bedeutete, dass es wild wurde. Am Eingang des Schutzgrabens befand sich eine Menschenmenge, und bevor ich eintreten konnte, wurde ich durch den Luftdruck der fallenden Bomben so umgeworfen, dass ich ein Paar gebrochene Knie hatte. Im Schutzgraben war es ein Chaos, einige hatten Angst, andere nicht. Ich legte mich an die Wand. Draußen war viel Lärm. Der Boden dröhnte von den Bomben, die wir immer wieder zwischen hörten. Wenn es draußen eine Weile ruhig war, wurde in ein Loch uriniert und so weiter, was einen unbeschreiblichen Gestank verursachte. Schließlich wurde es endgültig still und wir machten uns auf den Weg nach draußen. Draußen tobten mehrere Feuer. Unser Lager wurde dadurch beleuchtet. Wir sahen bald, dass Junckers in Flammen stand und dass auch Werk 1 betroffen war. Alle mussten eingreifen, um bei Werk 1 zu helfen. Ich schaffte es wegen meiner gebrochenen Knie, die mir ein Sanitärer verbunden hatte, herauszukommen. Bald kamen alle zurück, da niemand in Werk 1 arbeiten durfte. Halle 10 und Halle 11 standen in Flammen und einige andere Hallen brannten. Wir haben in dieser Nacht friedlich geschlafen und am nächsten Tag gesehen, dass der Angriff wieder äußerst erfolgreich war. Abgesehen von den Hallen 10 und 11, die vollständig zerstört waren, wurde auch die halbe Halle 24 schwer getroffen, ebenso das Kameradschaftshaus und einige Hallen, darunter das Erica-Gebäude. Junckers und Henschel wurden ebenfalls schwer beschädigt, wie wir später sahen. Die Aufräumarbeiten wurden sofort begonnen. In den noch intakten Hallen blieb fast kein Fenster intakt. Die "Krauts" grunzten, die Ausländer waren in bester Stimmung. Wegen des Sonntags gab es nur wenige Opfer bei der Arbeit, es waren aber

keine Ausländer waren. Das Camp Warteland, das sich zwischen Junckers und Fieseler befand, wurde ebenso wie die Häuser in der Nähe und natürlich unsere Nachbarn, die Spinnfaser, erneut getroffen. Alle noch stehenden Teile der Hallen wurden bald geschlossen und vor Halle 11 eine Notaufnahme eingerichtet. Halle 24 war ebenfalls wieder instand zu setzen und zu benutzen.

Die Arbeiten in unserer Halle 29 wurden wie gewohnt fortgesetzt. Wir hatten jetzt fast jede Nacht einen Alarm, tagsüber fast nicht.



Kapitel 10

Das Bombardement auf Kassel

In der Woche vom 18. bis 24. Oktober [1943] hatte ich wieder Nachtschicht. Fast jeden Abend verbrachten wir eine Weile im Bunker. Ich mochte es, ein Nickerchen zu machen, weil die Nachtschicht schrecklich war. Wir wachten zwischen 2 und 4 Uhr morgens auf und als bemerkt wurde, dass wir bei der Arbeit schliefen, winkten sie nur. Am Freitagabend, dem 22. Oktober, erschien Roth nicht. Er kam erst um halb neun herein. Ich hätte mehreren Gruppenführern mindestens zehnmal sagen sollen, dass er „in der Halle“ war. Roth flüsterte mir ins Ohr, dass es bereits „siebzehn“ war, was bedeutete, dass Flugzeuge nach Deutschland einflogen. Er sagte „noch eine Weile“, dann kannst du schlafen gehen und ja, die Sirene hörte auch auf. Roth wollte, dass ich mich jetzt mit ihm zum Dienst gehe, aber ich dachte nicht daran, jetzt zu gehen. Die Lichter gingen aus und unten riefen die Leute: „Beeilt Euch“. Wir gingen jedoch gemächlich die Treppe hinunter. Draußen war alles ruhig und ich verabschiedete mich von Roth und ging in den Bunker, ganz oben unter dem Dach. Ich war kaum drinnen, als die Türen und Fensterläden geschlossen wurden. Das bedeutete, dass sich die Flugzeuge schon über Kassel befanden. Augenblicke später hörten wir das Flugabwehr-Maschinengewehr auf dem Dach rasseln. Der Bunker dröhnte für einen Moment. Dann ein großer Schlag und das Licht ging aus. Hin und



Nach dem Bombardement auf Kassel war dies noch übrig

wieder hörten wir es weit weg donnern. Nach ungefähr einer Stunde wurden Sauerstoffflaschen an verschiedenen Stellen platziert, weil die Luft natürlich schnell dünn wurde. Ich ging schlafen und es blieb ruhig.

Endlich durften wir den Bunker verlassen. Wir dachten, dass vielleicht eine einzelne Bombe gefallen war, aber dass man sonst draußen frei herumlaufen konnte. Es war jedoch schon halb zwölf. Als ich endlich am Ausgang ankam, sah ich draußen in der Ferne ein seltsames Licht. Als ich nach draußen kam, sah ich, dass Kassel in Flammen stand. Es war ein mächtiger Anblick. Es war warm und man hörte nichts als das Knistern der Flammen und ab und zu hörte man etwas zusammenbrechen. Nur Fieseler brannte nicht. Auf das Werksgelände war keine Bombe abgeworfen worden. Nur ich sah, dass zum x-ten Mal viele Fenster in Halle 29 zerbrochen waren. Wir mussten uns sammeln und zurück zum Lager marschieren. Auf dem Weg bei Junckers kamen mehrere schwere Feuerwehrautos an uns vorbei. Die Fabriken waren wichtiger als die Stadt. Ich habe es auch in der Nähe von Waldau brennen sehen.



Das Lager sah jedoch auf den ersten Blick unbeschädigt aus. Unsere Baracke schien jedoch zerstört worden zu sein. Eine Seite war herausgeschoben. Drei normale Bomben waren auf die Wiese auf der anderen Seite in einer Entfernung von etwa 10 Metern gefallen. Kurz vor Beginn der Bombardierung hatte ein Bekannter in der Kantine ein Paket für mich erhalten, und ich begann sofort, dieses Paket im Licht von Kassel auszupacken. In der Zwischenzeit erzählte er mir, was im Lager pas-

siert war. Fast alle waren im Graben gewesen. In einem der Räume unserer Baracke wurden jedoch zwei Jungen zurückgelassen, weil sie eine Pfanne Brei aßen. Als die Bombardierung begann, legten sie sich auf dem Bauch unter ein Bett und mussten sogar eine weitere Mahlzeit unterbrechen, um eine Brandbombe durch ein Fenster zu werfen. Dann hatten sie weiter gegessen. Es tat allen leid, dass Fieseler diesmal nicht getroffen worden war. Dann gingen die meisten von ihnen in die Stadt, um nachzusehen, ob es etwas zu essen gab. Die Stadt stand immer noch in Flammen. Es gab unzählige Opfer. Die meisten von ihnen waren in den Kellern unter den Häusern erstickt. Überall lagen dichte Reihen von Toten, die Haut zerrissen und anscheinend erstickt. Man sah auch viele Soldaten. Das Haus für höhere Offiziere wurde vollständig zerstört. Zahlreiche Offiziere waren hier getötet worden. An vielen Orten wurde Essen ausgeteilt, von dem wir profitierten. Man musste aufpassen, dass sie dich nicht am Kragen packen, um dich in die Keller zu schicken, um Leichen herauszuholen. Dafür benutzten sie viele Jungen aus der Hitlerjugend, Jungen ab 14 Jahren. Es war sehr heiß in der Stadt, weil immer noch alles brannte. Das Feuer dauerte Wochen. Nach einigen Tagen war es jedoch ratsam, die Stadt nicht mehr zu betreten, da die Polizei und die Gestapo Ausländer festnahmen, um diese bei den Aufräumarbeiten helfen zu lassen. Es gab keinen Strom und das Werk wurde deshalb geschlossen. Ich musste helfen, Blech für den Austausch zerbrochener Fenster zu schneiden.

Kapitel 11

Mönchhof, Donnerstag, 5. April 1945

Es ist halb acht Uhr morgens. Ich rauche eine amerikanische Zigarette, ich fühle mich schlecht, weil ich in den letzten drei Tagen so gut wie nichts gegessen hatte, aber ich bin sehr glücklich. Seit letztem Freitagabend sitzen wir nun hier im Wald und heute morgen kamen sie: die amerikanischen Soldaten. Also endlich die Befreiung. Freitagabend gingen wir mit sechs Männern in den Wald. Im Dorf hörten wir, dass die Panzerspitze der Amerikaner die Dörfer Arolsen und Volkmarßen erreicht hatte, die immerhin nur etwa zwanzig Kilometer von Mönchhof entfernt waren. Wir konnten also jeden Moment mit einem Artilleriebeschuss rechnen. Und besonders das, was an diesem Nachmittag geschah, gab Anlass, aus Sicherheitsgründen in den Wald zu gehen. Später stellte es sich heraus, dass dies unsere Rettung war. Um 1 Uhr nachmittags war ich vor der Fabrik und sah große Staffeln amerikanischer Bomber nach Westen zurückfliegen. Es gab keinen Alarm und ich fühlte mich ziemlich unruhig. Die Luft wurde wieder ruhig. Bis ca. 3 Uhr morgens. Ich konnte mich einfach nicht beruhigen. An diesem Tag würde etwas passieren, ich fühlte es. Aber ich schaute wieder nach draußen. Ich kam gerade rechtzeitig heraus, um zu sehen, wie zwei amerikanische Jagdflugzeuge mit abgeschalteten Motoren im Tiefflug über das Werk kamen und wie unter einem der Kampfflugzeuge zwei schwarze Punkte freigesetzt wurden: Bomben. Ohne zu zögern ging ich so schnell wie möglich zu einem kleinen Bunker und war gerade drinnen, als ich zwei Bomben hinter mir vor einem Zug explodieren sah, der sich in der Nähe der Fabrik befand. Ich hörte den zweiten Jäger mit seinen Maschinengewehren und Bordgewehren auf einen Zug schießen. Dann hörte ich die Kugeln nacheinander links und rechts treffen. Als es eine Weile still war, wollte ich nach draußen auf die Wiese rennen. Aber ich war kaum draußen, als ein neuer Angriff begann. Ich ging wieder hinein. Der kleine Raum war voll mit Leuten aus dem Werk. Hinter der Fabrik explodierten zwei Bomben. Überall fielen Kugeln. Jetzt floh ich jedoch von der Wiese weg, vom Werk in den Bunker. Aber es gab keinen neuen Angriff. Die Jagdflugzeuge kreisten eine Weile über dem Werk und verschwanden dann.

Wir waren geschockt. Am Abend im Lager hörten wir, dass das Henschellager innerhalb einer halben Stunde nach Hannovers-Münden evakuiert wurde. Die Amerikaner könnten jederzeit in

Mönchhof sein. Wir mussten jedoch bleiben. Keine Evakuierung, hatte der Betriebsleiter gesagt. Und er hielt sein Wort.

Kapitel 12

Im Wald

Infolge der Evakuierung des Henschel-Lagers packte ich so schnell wie möglich das Nötigste zusammen und verschwand mit drei weiteren Jungen unter Gelächter der anderen Jungen im Wald. Dort kannten wir einen kleinen Bunker, der sich dort noch im Bau befand und der für unsere Kameraden des Werks vorgesehen war, um bei Luftangriffsalarmen Zuflucht zu suchen. Wir waren im Alarmfall schon oft dort und kannten uns so gut im Wald aus, dass wir uns nie in der Dunkelheit verirrt hätten. Wir haben nachts im Bunker auf einer Bank geschlafen. Die Nacht war friedlich. Wir haben gesehen, wie die deutschen Jagdflugzeuge vom nahe gelegenen Flughafen abhoben und abhoben. Am anderen Morgen, Samstagmorgen, musste sich die gesamte Belegschaft um 7 Uhr morgens im Werk melden. Dort wurde uns gesagt, dass es so lange wie möglich Essen geben sollte und dass wir im Lager ruhig bleiben sollten: Wir blieben jedoch im Wald und kamen nur nachmittags und abends heraus, um im Lager zu essen. In der Zwischenzeit war im Wald ein ganzes Lager aufgebaut worden. Mehr als hundert Italiener waren ebenfalls in den Wald geflohen und etwa 50 weitere Franzosen. Wir kamen mit acht Holländern. Es wurde jetzt ziemlich viel geschossen, aber immer noch weit weg. Hier blieb alles ruhig. Montagnachmittag ging ich mit einem anderen Holländer zu einem Bauern, um etwas zu essen zu holen. Wir bekamen eine Tüte Kartoffeln, eine Flasche Milch und zwei Kekse. Abends hörten wir, dass das Lager vom "Volkssturm" evakuiert werden sollte. Alles musste nach Hannoversch-Münden, um hinter der Weser Befestigungen für die Moffen [Schimpfwort für Deutsche] zu graben. Unsere Entscheidung wurde getroffen: Wir würden bleiben, egal was passiert ist. Wir haben auch gehört, dass während der Evakuierung des Lagers ein Italiener erschossen wurde. Das Essen war ein großes Problem. Mit zwei Männern hatten wir nur das, was wir vom Bauern erhalten hatten und niemand wusste, wie lange das reichte. Wir konnten den Wald nicht verlassen, weil wir dann in Gefahr waren, erschossen zu werden. Zwei Jungen, die versucht hatten, ins Lager zu gelangen, wurden mit Schüssen begrüßt und mussten blitzschnell wieder zurück. Der Dienstag war auch ruhig. Ich habe ein paar Kartoffeln in Suppe gekocht und das war alles für Dienstag. Schlafen war eine Kunst. Mit all deinen Kleidern, und dann wurdest du von den Flöhen gefressen. Außerdem war es regnerisch und viele Italiener schliefen im Bunker. Diese Leute redeten die ganze Nacht und gingen rein und raus. Man bekam wenig Schlaf. Mittwoch war genau wie Dienstag. Nur wurde näher geschossen. Ich war sehr hungrig, wagte aber nicht, zu essen, weil mich die Frage immer wieder quälte: Wie lange? Tagsüber kamen gelegentlich deutsche Soldatenpatrouillen durch den Wald, aber sie ließen uns sitzen. Zwei Soldaten hatten Helme und Waffen weggeworfen und wollten Zivilkleidung kaufen oder tauschen, was ihnen mit den Italienern gelang. Wir haben ein paar Zigaretten von ihnen bekommen. An diesem Mittwochnachmittag wagte einer der Jungen, ins Dorf zu gehen, um Kartoffeln zu holen. Er kam mit Kartoffeln und Brot zurück. Das Dorf sei verlassen, sagte er, die Frau, von der er die Kartoffeln und das Brot bekommen hatte, sagte, wir sollen uns schnell wegmachen, denn wenn wir von der Polizei im Dorf gesehen würde, würden wir erschossen. Gegen halb acht Uhr abends hörten wir plötzlich Fahrgeräusche eines Autos oder eines Panzers. Das Geräusch kam näher und verstummte plötzlich. Dann plötzlich drei schwere Schüsse. Das sind Panzer, flüsterten wir uns zu. Es gab noch einige Schüsse und dann hörten wir, wie die Motoren wieder ansprangen. Einen Moment später Stille und kurz darauf Schießen in der Nähe. Von den Schüssen erschrocken, flohen alle in den Bunker. Und gleich danach hörten wir Maschinengewehre rasseln und

Kugeln gegen die Bäume prallen. Es wurde jedoch bald wieder ruhig. Nachts blieb es ruhig. Niemand konnte schlafen, weil der Bunker voll war. Am nächsten Morgen hörten wir wieder Autos fahren und Augenblicke später kam ein Italiener aufgeregt an. „Amerikaner, Amerikaner. Ja, ich habe gesehen“, und er zeigte mit dem Finger auf die Straße nach Calden. Wie schnell war ich mit einem Rotterdamer verschwunden, der wie ich ein wenig Englisch sprach. Am Rande des Waldes sahen wir tatsächlich neben dem Weg einen Kübelwagen mit zwei amerikanischen Soldaten auf der Straße. Schnell liefen wir zu ihnen hinunter und begrüßten die beiden Soldaten mit „Good bye, we are Dutschmen, how do you do“ Wir erzählten die ganze Geschichte und hörten von ihnen, dass Mönchehof in dieser Nacht gefallen war. Wir bekamen eine Packung echte amerikanische Zigaretten und gingen dann zurück, um die guten Nachrichten den anderen mitzuteilen
.....



Einmarsch amerikanischer Truppen in Kassel

Hintergründe

1. Zu dieser Zeit waren die meisten von ihnen noch nie im Ausland, daher war eine solche Reise von den Niederlanden nach Kassel (Hessen) unabhängig vom Krieg beeindruckend.
2. Bereits 1938 wurden die Arbeitslosen von der Regierung unter Druck gesetzt, in Deutschland zu arbeiten. Hintergrund war, dass sie keine Sozialleistungen zahlen mussten.
3. Die Männer wurden ohne Reisepass nach Deutschland geschickt, der erst nach wenigen Tagen am Arbeitsplatz ausgestellt wurde. Es machte auch die Flucht viel schwieriger, weil Sie keinen Ausweis dabei hatten.
4. Die Untersuchung war nichts, in Vlaardingen tat es ein Allgemeinarzt für die GAB und er missbilligte seine Privatpatienten und alle anderen stimmten zu. Das Formular hatte nur einen Stempel und keinen Namen und keine Unterschrift.
5. Erst 1991 wurden Zwangsarbeiter moralisch als Kriegsoffer anerkannt, aber es wurden nie finanzielle Vorteile erzielt. 6. In einer Rede eines bestimmten Freyer, Direktor von Bei den Fieselerwerken am 22. Juni 1949 war klar, dass sie sich der Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter bewusst waren Einige Zitate aus dieser Rede (Quelle: Vorbereitungsausschuss Zwangsarbeiter Fieseler Kassel, Wiedervereinigungsbotschaft 11, 15.03.1989:

